4379 03.12.1930 Hü

A)
7. Die Sprache des Volkes.

FEVR. 30

Ulrichskalender

Es liegt auf der Hand, daß ein General oder ein Generalstabsoffizier den Stil seiner Rede auf einer andern Ebene entwickelt, als der Soldat im Schützengraben, und daß die Sprache des Volkes eine andere sein muß, als die der Klassen, die zu ihrer gegenseitigen Verständigung mit günstigeren Voraussetzungen rechnen können. Das heißt in andern Worten, daß die Sprache des Volkes knapp, klar, kaustisch, bilderreich ist, weil sie auf Anhieb verstanden sein und wirken will. Sie darf nicht so sein, daß sie erst langsam in das Verständnis hineinsinken müßte, nicht mystisch, verkleistert, tiefsinnig, mehrdeutig. Wer sie redet, weiß, daß niemand seinen Sätzen nachgrübelt, weil niemand dazu die Zeit hat, und wer sie hört, weiß seinerseits, daß da ein Ball geschlagen wird, der im Flug aufgefangen sein will.

Man braucht nicht beruflich in ständiger Fühlung mit dem Volk zu leben, um sich des Unterschieds der Redeweise, des Sprachstils zwischen dort und hier bewußt zu werden. Man braucht nur auf der Plattform einer Elektrischen zum Beispiel nach Beggen oder Heisdorf zu fahren und die Ohren offen zu halten.

Es gibt Gesprächsthemen, an denen besagter Unterschied besonders klar wird. Dazu gehören in erster Linie das Geld und die Frauen. Kein Wunder, denn sie regieren die Welt, abwechselnd oder im Verein, Börse und Dancing. Aber das Geld, das wie ein Blut vom Herzschlag der Börse umgetrieben wird, ist nicht das Geld des kleinen Mannes. Sein Geld ist keine mondiale Sache, es hat einen Kreislauf, der nur vom Kassenschalter der Fabrik oder des Unternehmers oder vom Portemonnaie des Kunden bis zur Geldschublade des Metzgers, Bäckers, Wirtes usw. geht. Und seine Frau — ich meine nicht seine Ehefrau, sondern das, was man unter Frau als Gegensatz zum Mann versteht, als Nachfolgerin der paradiesischen Eva mit der Gebärde des Apfeldarbietens — diese seine Frau ist auch nicht das, was in den Dancings mit hüftenprallen Seidenfähnchen und embryonaler Unterwäsche grassiert, sondern etwas heftig Zweckmäßiges, das vom Schöpfer gewollt, aber von mißgünstigen Ordnern der Menschheit durch die Schranken der Zucht und der Gesetze bei Licht abgesperrt ist.

Wenn Leute aus dem Volk vom Geld reden, denken sie nicht an Bankkonto und Aktienkapital, sondern am liebsten an die klingende Münze, und darum dreht sich ihr Gespräch. Einer sagt zum Beispiel, während er mit klobigen Fingern das Fahrgeld zusammenklaubt: Kleingeld hätte ich genug, aber es fehlt am Großen. Ein anderer drauf: Ich hätte lieber einen Franc, als fünfzehn neue Sous. Und der Schaffner: Das Kleingeld ist im Transport so unbequem. Worauf einer mit einem Ausdruck, als rede er von drohender Kriegsgefahr, die Mahnung von sich gibt: Ja ja, man muß jetzt suchen, daß man rasch sein Geld los wird, viele Leute haben schon keines mehr.

Auch Zeit ist Geld und wird vom Volk „in seinem dunkeln Drang" als solches gewertet. Grade ging eine Gruppe Arbeiter auf dem Weg zur Fabrik ziemlich eilig vorüber.

„Macht langsam, Jungens," sagte einer. „So rasch laufen, das ist für Euch verlorene Zeit."

Die Knauserigkeit, zu der der kleine Mann mit seiner Barschaft gezwungen ist, kommt in einer Redensart zum Ausdruck, die in jüngster Zeit große Verbreitung gefunden hat. Wenn einer gefragt wird, zum Beispiel: ob er schon in Paris war oder ob er schon einmal knüll gewesen ist, so antwortet er gleichmäßig: Me' ewe' dreimol! Das bezeichnet das Seltene, aber auch das Häufige. Es schlägt nicht mit dreistelligen Ziffern drein, es ist bescheiden, sparsam und glaubhaft.

Und die Frauen? Ja, da wird die Sache heikel. Da ist das meiste wohl nicht druckreif. Aber ich freute mich, als ich dieser Tage, eben auf der Plattform der Elektrischen, wieder den alten öslinger Spruch hörte: Dat aß en duebelt Miedchen!

Die, die es betraf, war tatsächlich von zweihundertprozentigen Ausmaßen.

Mercredi 3.12.1930